



UNIVERSITÄTS-  
BIBLIOTHEK  
PADERBORN

# **Universitätsbibliothek Paderborn**

## **Soziologische Pädagogik**

**Kawerau, Siegfried**

**Leipzig, 1921**

3. Kapitel: Kunst und Wissenschaft

**urn:nbn:de:hbz:466:1-33948**



### 3. Kapitel: Kunst und Wissenschaft.

Kunst und Wissenschaft haben eine soziologische und eine kosmische Seite; die kosmische Seite der Kunst ist das Irrationale und Einmalige, die der Wissenschaft das Rationale und Wiederkehrende; Funktionen des Kosmischen im Menschen — im höchsten Verstande — sind Kunst und Wissenschaft. Nur aus diesen tiefsten Gründen heraus sind die ganz großen Schöpfungen in Kunst und Wissenschaft geboren.

Die soziologische Seite beider Gebiete ist in den gesellschaftlichen Zuständen beschlossen, in sehr viel höherem Maße, als man vielfach geneigt ist anzunehmen.

Man prüfe mit tastender Hand die gesellschaftliche Oberfläche des letzten Jahrhunderts. Das hochgespannte Gefühl der Romantiker, mit dem Stachel Kantischer Problematik, mit der Enttäuschung der französischen Revolution, mit dem wirtschaftlichen Zusammenbruch Europas — schlägt in Resignation (Schopenhauer), in Verzweiflung (Kleist), in Satire (E. Th. A. Hoffmann), ja in Unterstützung der Reaktion um. Die Kunst wird zum Narkotikum, um die Wirklichkeit vergessen zu machen. Durch ganz Europa geht eine Welle der Enttäuschung und der kleinen Gefühle und abwegigen Empfindungen (Sput, Magnetismus usw.). Mit dem wirtschaftlichen Aufstieg Europas erwacht dann im zweiten Viertel des Jahrhunderts — unter Zurückdrängung der kleinbürgerlichen, oft winkelhaften und abseitigen, verträumten romantischen Kunst — eine erobernde Kunst, die sich stofflich (Alexander v. Humboldt, Goethe, Ranke) und in ihren Mitteln (impressionistisch) in Neuland wagt: Annette von Droste sieht visionär-sputhaft, momentenhaft und fabelhaft wirklich, Heine lehrt die Dissonanz als Kunstmittel werten, Sealsfield erlauscht den individuellen Sprechton, Freiligrath schwelgt in Farbkontrasten. Auch in der bildenden Kunst geht's voran, nachdem die weite und vorurteilsfreie Einstellung, die Offenheit des Gefühls und der Sinne zu Beginn des Jahrhunderts ähnlich wie in Literatur und Musik zunächst verschüttet und verdorben war. Gewiß hemmen und lenken bisweilen ab höfische und kleinbürgerliche Interessen, schon aber schafft das



Lichtgenie William Turners. Um die Jahrhundertmitte vollzieht sich dann ein Zerfallsprozeß ähnlich dem im Rokoko des 18. Jahrhunderts, entsprechend der langsamen Auflösung dort der Feudalkultur, hier des Hochkapitalismus. Es ist letzten Endes die Unmöglichkeit, die Zwiespältigkeit des kapitalistischen Lebens mit dem Glanz auf der einen Seite, mit dem Elend auf der anderen Seite innerlich zu bewältigen. Gelegentlich sucht man im Rausch der Worte, Töne, Farben und Formen Vergessenheit und nochmals Vergessenheit. Die große Masse des Bürgertums betrügt sich in Übereinstimmung mit höfischen Traditionen durch theatralisch-unwirkliche Kunst und hemmt den Aufstieg der wenigen Meister. Wohl wird man endlich der holden Täuschung müde, und langsam gewinnen die großen Propheten der sozialen Not das Ohr der Menge: Anzengruber, Sudermann, Gerhart Hauptmann reißen der schönen Lüge die Maske ab, die Goncourts und Zola, Shaw und Tolstoj — alles Propheten des Gerichts, alles Ränder der sozialen Not. Abseits stehen die Quietisten, die Mönchsnaturen, die in Schönheit und Mystik die Augen vor der Wirklichkeit schließen. Schon aber sind die Nerven aufs Höchste gespannt, man fühlt buchstäblich die Angst der Zeit mit den Händen; Stimmung und Nuance durchzittert die nervöse Innen- und Kleinkunst.

So ist die Kunst des 19. Jahrhunderts ein Spiegelbild ihrer gesellschaftlichen Struktur.

Und während früher die Kunst in engem Zusammenhang mit bestimmten gesellschaftlichen Kreisen ein bescheidenes, aber organisches Dasein führte, bestimmte Aufgaben für Klöster und Kirchen, für Zünfte und Gilden, für Ratsherrn und Fürsten löste, wurde auch sie durch den hochkapitalistischen Zerfallsprozeß enturzelt, schuf ins Unbestimmte hinein, malte für die vage Annatur der Kunstausstellungen, prostituierte sich in Operette und Couplet, in Venus- und Epatänzen, in Romanperversitäten und gereimtem Ritsch. Und die Kunst, auch die echte, auch die große, ward zur Ware. Und der Kunsthändler wurde reich von den durchhungerten Jahren und Jahrzehnten, von durchgrämten und in Verzweiflung und Raserei hingemordeten Nächten, von Blut und Tränen der wenigen, wahrhaften Meister.

Der große französische Meister Degas erlebte den ungeheuren



Triumph, daß ein Bild von ihm „Tänzerinnen an der Stange“, 435000 Fracs. brachte. „Der greise Meister (im 79. Lebensjahr) weilte in einem Nebenraum des Auktionsssaales. Kein Mensch beachtete das weißbärtige alte Männchen mit den unruhig flimmern- den Augen. Und dann gab es eine kleine seltsame Szene: ein Freund dieses von der Gegenwart so schnell vergessenen Menschen, um dessen Bilder die Kunsthändler sich streiten, stürmte in das Zimmer und berichtete dem alten Manne von dem Triumph seiner Kunst. 435000 Fracs.! Und der alte Herr schüttelte ein wenig erstaunt den Kopf. „Wie seltsam,“ sagte er mit leiser, fast tonloser Stimme, „nun scheint die Flut für die Modernen zu kommen.“ Und nach einer Weile fügte er hinzu: „Ich erinnere mich noch, wie ich das Bild verkaufte, man gab mir dafür 500 Fracs.“ — Lu Märten, deren eingehender Studie über „Die wirtschaftliche Lage der Künstler“ wir dies Beispiel entnehmen, bemerkt an anderer Stelle<sup>1</sup>: „Das besitzende Bürgertum ist über den Grad und die Begierde des materiellen Behagens zu keiner großen kulturellen Aktion sonst gekommen. Wie es auf politischem Gebiet stagniert, so stagniert es im kulturellen. Die Belebung der Künste durch ein künstlerisch anspruchsvolles Bürgertum etwa ist ausgeblieben. Der Ersatz dieses Anspruchs war die Repräsentation des Milieus, und dies wurde und wird in der Hauptsache geliefert von der Industrie ohne Künstler. Die Frauen des Bürgertums haben teil an dieser unkünstlerischen Barbarei ihrer Klasse den Künsten gegenüber. Dieselben Bürgerdamen, die für eine Radierung keine 30 Mark übrig hätten — selbstverständlich nicht — tragen Hüte von durchschnittlich fünfzig Mark. Dieses nennt man die standesgemäße Pflicht einer Talmikultur — jenes andere bezeichnet man als „Liebhaberei“. Für welche „Liebhaber“ aus den privaten Genießerkreisen arbeiten dabei die Künstler? Irgendwann natürlich kauft das Bürgertum ein Bild oder einen Kunstgegenstand, „um etwas übers Sofa“ oder auf dem Schrank zu haben. Für dieses, für jeden „Kunsthändler“ rentable Bedürfnis aber haben die Künstler umsonst ausgestellt. Da sorgt immer noch die Photographie und der Druck, und wer künstlerische Reproduktionen kauft, ist mit seinem

<sup>1</sup> Lu Märten, Die wirtschaftliche Lage der Künstler, München, bei Georg Müller, 1914, S. 119f.



Geschmack schon sehr überlegen. Wie bestimmt sich nun die Empfindung dieser Kreise beim Einkauf von Kunst- oder kunstverwandten Gegenständen? Durch Sentiment oder Sensation. Außerdem wird jeder Verkäufer auch in Kunstgeschäften wissen, was eben modern ist. „Entzückende Marmorköpfchen“, kitschige Tänzerinnen, stimmungsvolle Landschaften, hübsch eindeutig grün und blau, wie sie ein Bürger und nicht ein Künstler sieht, — das ist die geschmacklichere Ware unseres Bürgertums, bis hoch hinauf in stark begüterte Kreise. Ihr Luxus ist bisher weder in den Nerven, noch den Sinnen oder Seelen lebendig geworden. Er blieb parvenühast, quantitativ und roh.“

Und später bemerkt sie (S. 121): „Er wäre nichts schlimmer und im Grunde trauriger, wenn ein wirtschaftlicher oder politischer Sieg der Arbeiterklasse die Geschmacksleere und barbarische Kultur des Bürgertums in Sitten und Lebensgestaltung einfach übernehme; wenn es nicht die Bescheidenheit und größere Empfindung vor einer großen Unglücklichen — denn das ist die Kunst und die schöpferische Tätigkeit aller Zeiten — zu lernen und zu lehren hätte, um ihr vertraut und freund zu werden.“

Es erübrigt sich, den Stil des Spätkapitalismus — die Stillosigkeit — näher zu charakterisieren. Schon mit dem Gebrauch des Wortes „Stil“ sind wir mitten in soziologischen Problemen. „Zeigen sich nun bei einer Kulturgemeinschaft in den verschiedenen Äußerungen einer Kulturepoche gleiche Übereinstimmungen, die diese Äußerungen von denen einer vorhergehenden Epoche unterscheiden, so haben wir auch hier dasselbe Recht, diese Übereinstimmung als den Charakter dieser Zeit zu bezeichnen und als etwas, das im Schaffen des Einzelnen mitbestimmend einwirkt. . . . Diese das Einzelschaffen mitbestimmende und erklärende Einheit des Gesamtschaffens nennen wir den Stil der Zeit.“<sup>1</sup> Diese etwas gequälte Definition könnten wir einfach ersetzen etwa durch folgende Erklärung: Stil ist der formale Ausdruck der in der Gesellschaft wirkenden Kräfte, die ihrerseits wieder auf die wirtschaftlichen Faktoren zurückzuführen sind. Mit welchem sicheren Spürsinn weiß Hamann diesen gesellschaftlichen Kräften nachzugehen, wenn er

<sup>1</sup> Richard Hamann „Der Impressionismus in Leben und Kunst“, Köln, 1907 (im Verlag der M. Dumont-Schaubergschen Buchhandlung), S. 13/14.



von der Kunst der 30er bis 50er Jahre des 19. Jahrhunderts spricht: „Liberalismus der Bescheidenheit und Genügsamkeit.“ „Behaglichkeit der Philistrosität.“ „Repräsentabilität des Negativen: Sauberkeit, Ehrbarkeit, Ruhe als erste Bürgerpflicht.“ „Gutestubengemütlichkeit“ — oder wenn er fortschreitend zu der Gründerzeit kommt: „Das Bedürfnis geht auf Genuß im Stil großer Herren, auf das Rauschende der Festlichkeit des Barock als Vorbild. Neo-Imperialismus und Militarismus. Heroisches und personalrepräsentatives Weltbild.“

Und gegen Ende des 19. Jahrhunderts stellt er eine „Objektivierung und Sozialisierung der Kunst“ fest, in dem Sinne einer naturalistischen Schilderung öffentlicher Vorgänge ohne Ressentiment, oder von Objekten, die öffentliche Bedeutung haben. Es würde zu weit führen, diesen Darlegungen Hamanns im Zwischensemester 1919 bis in alle Details zu folgen: von Wölfflin beeinflusst, hat er in großzügiger Weise stets den Zusammenhang zwischen Gesellschaft und Stil aufgezeigt. War es doch etwas Grundlegendes, wenn er in dem genannten großen Werk den Impressionismus als Gesellschaftscharakter in allen Künsten, im Denken, in der Ethik und allen Lebensformen nachweisen und schließlich ein rhythmisches Gesetz impressionistischer Lebenseinstellung feststellen konnte. Er beobachtete den Impressionismus als Endstil „von Kulturen“, im Hellenismus, im Rokoko, am Ende des 19. Jahrhunderts. Vielleicht werden wir — bei größerer Distanz, den Impressionismus des 18. und des 19. Jahrhunderts künftig als eine Einheit sehen lernen, als eine Einheit, die durch gewisse Reaktionserscheinungen gegliedert wird. Und wir würden dann sagen: Der Impressionismus ist der stilistische Ausdruck der sich zersetzenden familialen Epoche, der spätfamilialen Phase. Wir werden ja den Klassizismus immer mehr als eine höfische, renaissanceartige Reaktionserscheinung lokaler Art begreifen lernen, wir werden die Kontinuität zwischen dem sich im aufsteigenden Kapitalismus zersetzenden Feudalismus und zwischen dem seinerseits auch von dem Atomenwirbel erfaßten und zersetzten Bürgertum sehen lernen.

Unmittelbar und eng ist also die Beziehung der Kunst zur Gesellschaft: dem Sehendgewordenen ist sie ein getreues Barometer aller wirtschaftlich-gesellschaftlichen Vorgänge. Längst hat uns



Mehring in Lessings Schaffen das Ringen der Klassen erkennen lassen, den Kampf des aufsteigenden Bürgertums gegen den Absolutismus, gegen das französisch-höfische und servile Zeitwesen<sup>1</sup>. Aber etwas anderes ist die feine Reagenz der Kunst auf alle Schwankungen und Umlagerungen in der Gesellschaft, und etwas anderes ist die Beurteilung eben dieser Kunst durch die Gesellschaft. Wir waren eben schon bei dem großen Gegensatz zwischen der bürgerlich-hohenzollernschen Einstellung eines Erich Schmidt und der sozialistisch-ökonomischen eines Mehring. Das unterscheidet ja die Literaturgeschichte von der übrigen Kunstgeschichte: während die Kunstgeschichte den Zusammenhang zwischen Gesellschaft und Kunst ideologisch längst begriffen hat und fruchtbar blüht, hat die Literaturgeschichte, die ganz von der Philologie und Weltgeschichtsschreibung abhängig ist und sich in Wortbetrachtung, Stoffvergleichung und Heroenanbetung erschöpft, völlig abgewirtschaftet, so daß heute die größte Verlegenheit herrscht, wenn eine derartige Professur besetzt werden soll. Gundolf ist rein kosmisch eingestellt — und damit sind wir am Ende der in Frage kommenden Namenliste. Das liegt aber daran, daß Kunst und Kunstbetrachtung von der bürgerlichen Gesellschaft immer ein wenig mit den Augen eines Zoologischen-Garten-Publikums besehen wurden, im geheimen mit der Hand am Stock und mit dem stillen Gruseln im Busen, es könnte etwas Unberechenbares und Furchtbares geschehen; mit denselben Augen besehen die Dresdener Bürger des Sonntags die Jacques Dalcroze-Schüler und -Schülerinnen und überhaupt die merkwürdigen Menschen in Hellerau, mit denselben Augen beschießt man die Künstler, die sich in die Geselligkeit jener Kreise verirren. Den Künstlern haftet immer noch etwas von jener Tradition des Nicht-Standesgemäßen an, die sich noch unter dem Großen Kurfürsten in der Accise-Ordnung von 1667 manifestiert, wo es unter Punkt 12 heißt: „Von künstlern, wolkonditionierten handwerkern, fischern, schiffern, fuhrleuten und dergleichen quartaliter: jeder meister 1 thal. 12 gr.; von mittelhandwerkern 1 thal.; von tagelöhnern 12 gr.; von jedem gesellen 8 gr.“ Kunst und Beschäftigung mit Kunst ist eben in den Augen der bürgerlichen Welt

<sup>1</sup> Vgl. Mehring „Die Lessing-Legende“ (Zur Geschichte und Kritik des preussischen Despotismus und der klassischen Literatur), 5. Aufl., Stuttgart 1919 bei Dieck.



etwas durchaus Unfares, Unsolides, Gefährliches und Unabsehbares. Sämtliche Begriffe der familialen Weltordnung scheinen da locker zu sein, wenn Menschen sich freiwillig entschließen, der guten Gesellschaft den Rücken zu kehren, und so hat man sich darauf beschränkt, in den Schulen nur der sicher und lange Zeit schon toten Künstler zu gedenken, ihnen wenn möglich ein familiales Ideal unterzuschieben: so soll Lessing Friedrich den Großen verherrlicht, Schiller die Autorität gefeiert haben (den Tyrannenmord wußte man auf den „gegebenen Stoff“ abzuwälzen) und Goethe ein Christ gewesen sein. So hat man alle wirkliche Kunstübung aus der Schule verbannt und jede schöpferische Regung unterdrückt, denn das verträgt sich nun einmal nicht mit dem Autoritätsprinzip.

In jedem Kunstwerk lebt sich aber eine neue Bewegung der Gesellschaft und damit eine neue Beziehung zu letzten Kräften und kosmischen Zusammenhängen aus.

Die familiale Auffassung der Kunst aber ist die, daß eine große Persönlichkeit, deren Leben in jeder bezahlten und unbezahlten Rechnung von Interesse, durch merkwürdige und unerklärliche Eingebung — oder durch fleißige Arbeit Werke geschaffen, die zu lesen und über die Aufsätze zu machen nützlich sei, die zu betrachten und nach den Kunstgesetzen des Laokoon wegen des fruchtbaren Momentes zu prüfen lehrreich sei; die zu hören und musikalisch zu empfinden in der Regel überflüssig sei. Am interessantesten aber seien die Stoffe, die sie gestaltet; den gleichen oder ähnlichen Stoff hätte nämlich bereits dieser und jener behandelt und das komme für das Verständnis des Kunstwerkes doch wesentlich in Frage. Und über die Stoffe hat die familiale Einstellung ganz autoritative Sicherheit, denn hier befindet sie sich auf dem Boden der vielgeliebten Philologie — und die ist ja solide und zuverlässig. Und damit ist man schon wieder bei den Griechen und Römern. Ja, warum endet denn alle familiale Kunst (und beinahe auch Wissenschaft) auf dem Boden der Antike? Wir sahen schon früher: nicht aus innerer Verehrung und Verpflichtung gegenüber antiken Idealen, wo die Erotik durch die Differenzierung der Männer bewußt geworden und noch nicht gleich verderbt war, wo der Körper gepflegt und das Nackte geheiligt war — sondern aus philologischer Tradition des 16. Jahrhunderts, aus dem lutherisch-autoritativen



Wortkult, aus der Einstellung auf die ungeheuer ähnliche Struktur der Antike, in der man dauernd eine Bestätigung der eigenen Gesellschaftsordnung findet. Die Parallelität der antiken und modernen Gesellschaftsbewegung ist ja verblüffend, es heißt aber doch allzu antik denken, wenn man mit Spengler, dem großen Analogien-Zauberer, auch um dieser Analogie willen am Ende der abendländischen Kultur zu sein glaubt (um noch einmal den Genuß einer familialen Epoche zu haben?) und wenn man übersieht, daß wir bereits eine Schwelle überschreiten, die uns für immer von der Antike scheidet und die uns deshalb endlich ihr gegenüber gerecht machen wird. Mit der personalen Epoche treten wir aus dem Reiche der familialen Analogien zu der Antike heraus, und damit werden sich langsam auch Wissenschaft und Kunst von ihrer Hypnose erholen.

Weit erschwerender als die familiale Auslegung der Kunst ist für das soziologische Verständnis ihre Einkleidung in die Formgebung der alten, bisher herrschenden Gesellschaft. Und innerhalb dieser Gesellschaft nahm sie wiederum die sublimsten, individuellsten, abseitigsten Formen an, um sich überhaupt noch als einen Eigenwert zu fühlen und dennoch angewiesen auf den Absatz in eben dieser Gesellschaft. „Die eigentliche Trennung zwischen Kunst und Handwerk, Begriffe, die jahrhundertlang sprachlich und sachlich zusammen gehörten, vollzieht sich schon im späten Mittelalter, erreicht aber ihre reinlichste Form erst in der modernen Zeit. Wollte sich die Kunst aus der neuen Wandlung der Dinge retten, aus einem Zustand, der durch Maschinen und durch eine bis ins Sinnlose durchgeführte Teilarbeit bestimmt wurde, durch einen sinnlosen Verbrauch von Nerven und Arbeit auf der einen Seite, Langeweile und Genuß auf der anderen Seite, so mußte sie sich von ihm abstrahieren, mußte sich in die extreme individuelle Betätigung retten, die sie, als einen Teil ihres Wesens, nun als ihr Wesen selbst nahm, da ihr der Mangel der sozialen Zusammenhänge noch nicht bewußt wurde. . . . Sie (die Künstler) verfielen notwendig in ein Extrem: sie gründeten jegliche künstlerische Tat auf die subjektive persönliche Welt, und sie führten die individuelle Sprache, die die Renaissance begonnen, zu ihrer höchsten Vollendung.“<sup>1</sup>

<sup>1</sup> Lu Märten a. a. O. S. 17.



In wie grellem Kontrast steht diese Entwicklung zu dem Sinn des Kunstwerkes, von dem Lu Märten einmal so schön sagt: „Es erhellt den geheimen Sinn des Kunstwerkes als Geschenk an die Gesamtheit, daß es tatsächlich unverkäuflich und für alle da sein sollte.“ (S. 27). Es kann hier nicht unsere Aufgabe sein, über die wirtschaftliche Stellung der Kunst in der neuen Gesellschaft zu sprechen, die ähnlich der der Wissenschaft auf das Prinzip „einer sozialen allgemeinen Tragung der künstlerischen Existenz“ gegründet sein müßte. Uns beschäftigt hier nur die Tatsache, daß die künstlerische Gestaltung unserer Tage zwar die Nöte der Gesellschaft spiegelt, aber in einer so erlesenen Form, daß dem Proletarier diese Kunstübung fremd bleiben muß. Diese Spannung muß überwunden werden.

Die werdende Gesellschaft muß einerseits die Sinne jedes jungen Menschen ausbilden, das Ohr für Sinnlichkeit, Rhythmik und Kraft der Sprache, der Musik üben, handwerklich gestaltende, Formen schaffende Fertigkeit pflegen, um damit die Voraussetzung für das materielle Verständnis jeglichen Kunstwerks zu schaffen, sie muß andererseits die aus Erlebnis und Gefühl quillende eigene Schöpferkraft wecken, daß sie sich in mittelbarer oder unmittelbarer Beziehung zur Sinnenwelt darstelle. Wir glauben, daß aus dem Expressionismus, daß aus dem dekorativen, schmuck- und farbenfrohen Bedürfnis unseres Volkes der Weg zu einer wahren Volkskunst gefunden werden wird: sobald das Kunstwerk aufhört, Ware zu sein, sobald der Künstler aufhört, in den Formen der alten Gesellschaft zu schaffen und diese noch exzeptionell zu übersteigern. Wiederum ist die Möglichkeit einer neuen Volkskunst an den Sieg der werdenden Gesellschaft geknüpft, wiederum ist jeder, der die schöpferische Volkskraft entbindet, ein Mitstreiter für den Sieg des Sozialismus.

Während die Kunst stets etwas Unbürgerliches behalten hat, ist die Wissenschaft — bis auf jene wenigen großen Revolutionäre des Denkens — ein wohllangewandtes Instrument der herrschenden Gesellschaft gewesen. Sie hatte das zu beweisen und mit dem Mantel der Objektivität zu umhüllen, was gerade von der herrschenden Klasse gewünscht wurde.<sup>1</sup> Wir haben bereits auf die merkwürdige

<sup>1</sup> Ansprache des Königs von Sachsen an den Rektor der Leipziger Universität: „Ihre Aufgabe ist es, meine Herren, unsere Jugend nicht bloß wissenschaftlich zu bilden, sondern auch ihr die wahren Gefühle der Gottesfurcht, Pflichttreue, Hin-



Objektivität der Geschichtswissenschaft gegenüber unerwünschten Resultaten der ökonomischen Geschichtsauffassung hingewiesen. Viel interessanter als diese zum Teil gewollten Unterdrückungsversuche, die sich auch mit besonderer Hartnäckigkeit auf unzüchtige Gelehrte richteten — sind die ungewollten Umstellungen der objektiven Wissenschaft.

Da sind z. B. zwei Historiker der gleichen Schule: beide aus dem Kreise der Acta Borussica, beide in Schmollers strenger Methode aufgewachsen. Otto Hinze und Hugo Rachel. Beide erheben gewiß mit vollem subjektivem Recht den Anspruch, objektiv zu sein. Otto Hinze schrieb 1915 über Wilhelm II.: „Gedeckt durch diese doppelte Rüstung glaubte das Deutschland Wilhelms II. getrost seinen Friedensbestrebungen nachgehen zu können, maßvoll in seinen Ansprüchen, aber nicht gewillt, sich von dem Platz an der Sonne verdrängen zu lassen, furchtlos den nicht herausgeforderten Feindseligkeiten die Stirn bietend, aber doch entschlossen, jeden Konflikt zu vermeiden, der nicht das Lebensinteresse und die politische Ehre des Volkes berührte.“<sup>1</sup>

Hugo Rachel schreibt 1920: „Aber die politischen Mittel der nach Bismarcks Abgang (1890) von Wilhelm II. persönlich geführten Politik waren höchst unzweckmäßig; es war eine vielgeschäftige, doch unfruchtbare Politik, dabei schwankend und widerspruchsvoll. Sie war wirklich friedliebend, schon aus Unsicherheit und Verantwortungsscheu, aber durch kriegerische Gebärden aufreizend. Sie war neuer Gedanken bar, denn sie hielt immer nur an den äußeren Grundlagen der Bismarckschen Politik ... fest.“<sup>2</sup>

Die Gesellschaft denkt im einzelnen. Das Urteil der Gesellschaft über Wilhelm II. hat sich in 5 Jahren gewandelt. Beide Urteile aber sind nach der Meinung ihrer Urheber wissenschaftlich und objektiv gewonnen<sup>3</sup>. Aber wir gehen noch weiter: Die Gesellschaft gibt sich die Vergangenheit, die sie zu ihrer Rechtfertigung und Stütze braucht. Wir sprachen schon von der Vorliebe der spätfami-

gabe und Treue für König und Vaterland, Kaiser und Reich einzulösen. Ja, ich halte diese Seite der Tätigkeit von Hochschullehrern für die allerwichtigste.“

<sup>1</sup> Otto Hinze: Die Hohenzollern und ihr Werk, Paul Parey, Berlin, S. 682/83.

<sup>2</sup> Hugo Rachel: Geschichte der Völker und Kulturen, Paul Parey, Berlin, S. 356/57.

<sup>3</sup> Vgl. den Aufsatz des Verf. „Die Geschichtsschreibung als Spiegelung unserer Zeit“, Freie deutsche Bühne vom 23. Januar 1921.



lialen modernen Phase für die spätfamiliale antike Phase. Wir können beobachten, wie die französischen Revolutionskämpfer von 1789 für Brutus und die Republik Rom schwärmen, wir sehen die Reaktion der Romantik sich am Nazarenertum begeistern, Theodor Mommsen kämpft den Kampf gegen die preußische Reaktion der 50er Jahre in den Senatsitzungen der alten Römer durch. Man projiziert die eigenen Probleme in die Vergangenheit. Heinrich v. Sybel, nationalistischen Geistes voll, findet schon im 10. Jahrhundert die gleichen Tendenzen: „Als in Frankreich ein halbes Jahrhundert später Hugo Capet sich im Gegensatz gegen die deutsche Hegemonie erhob, sah der weltliche Adel zum großen Teil in gleichgültiger oder feindseliger Untätigkeit zu, die Bischöfe aber scharten sich um den König mit energischer Einmütigkeit und waren zugunsten der nationalen Sache ebenso bereit, dem Papste wie dem Kaiser den Gehorsam zu kündigen“<sup>1</sup>.

Der Kulturkampf spiegelt sich in Janssens „Geschichte des deutschen Volkes“ und den Werken der evangelischen Historie; die Heldenverehrung der Bismarckzeit schafft mit naturwissenschaftlicher Verschleierung die Heldenbiographie, der Erich Schmidt Bahn brach. Der Darwinismus, in einseitigster Ausprägung, wird aus dem Geist des brutalen Machtkampfes in Nietzsche „blonder Bestie“ übersteigert. Naturwissenschaftlich — also ganz „objektiv“ — gebärdet sich die Aufklärungsphilosophie Haeckels.

In welchem Maße Erich Schmidts Auffassung von Lessing und seiner Stellung zum friderizianischen Staat Produkt einer Klassenanschauung ist, hat bereits Mehring gezeigt; hier sei auf zwei andere Züge hingewiesen, die dieses Werkes gesellschaftliche Abhängigkeit beleuchten. Wir sprachen schon von dem naturwissenschaftlichen Anstrich, wie er zeitgemäß war. Der Held muß aus dem „Milieu“ erfaßt werden: folglich erzählt uns Erich Schmidt von großen Geistern, die die Lausitz hervorgebracht; von Böhmes Schusterwerkstatt in Görlich, von Weises Bittauer Rektorschaf — alles Dinge, die zum Verständnis des Helden und seines Werkes wertvoll werden könnten, aber nicht fruchtbar werden. Dann kommt die Lessingsche Ahnengalerie heran — und man glaubt, da-

<sup>1</sup> Die deutsche Nation und das Kaiserreich, Düsseldorf 1862.



mit die naturwissenschaftliche Exaktheit gegeben zu haben, während in Wirklichkeit alles bei literarischem Hin und Her bleibt und keine wahrhafte Entwicklung und Schilderung der gesellschaftlichen Zusammenhänge gewonnen wird. Nirgends erscheint Lessing als Exponent des aufsteigenden Bürgertums, sondern nur unter der Perspektive eines geistreichen und tapferen Literaten. So bleibt die Milieu-Einstellung nur ein Umhang, unter dem der wackerste Heroenkult blüht. Und die andere Beobachtung geht auf die Sprache: statt einfach; schlicht und klar dem deutschen Volke seinen Führer im Kampf gegen feudale Klassenherrschaft zu zeigen, drückt man sich literarisch-geistreich-gelehrt, d. h. für das Volk unverständlich aus; ja diese impressionistische Wort- und Gleichnispielerei zeitigt die wunderlichsten Auswüchse: „Schon die trübe Morgendämmerung der elisabethinischen Bühnendichtung brachte um 1563 ein durchaus unreifes Geschling hervor, das die menschliche Handlung von Allegorien, den Ernst von Possen umwuchern läßt, Virginius mit dem abgeschlagenen Haupt seiner Tochter vor Appius zeigt, aber, statt der Amme schon eine Mutter einfühlend, nicht ohne Zartheit das Familienglück darstellt und dem argen Decemvir einen Konfliktssmonolog in den Mund legt.“<sup>1</sup> Wahrlich, ein vielseitiges Geschling, Sohn der Morgendämmerung, das umwuchern läßt und einem etwas in den Mund legt! Das ist die Sprache der geistreichen Bourgeoisie, eine Sprache, die dem Mann aus dem Volke und vielleicht auch Menschen unverdorbenen Geschmacks unverständlich bleiben muß. Doch dieses Thema wird später noch einmal zu erörtern sein. Zurück zum Darwinismus.

Peter Kropotkin erzählt: „Als Huxley im Jahre 1888 sein „Kampf ums Dasein“-Manifest (Struggle for Existence and its Bearing upon Man) erscheinen ließ — es war nach meiner Meinung eine völlige Entstellung der wirklichen Tatsachen der Natur, wie man sie in Feld und Wald beobachtet —, setzte ich mich mit dem Herausgeber des „Nineteenth Century“ in Verbindung und fragte, ob er mir für eine ausführliche Antwort auf die Ansichten jenes hervorragenden Darwinisten den Raum seiner Zeitschrift zur Verfügung stellen wollte. Mr. James Knowles empfing meinen Vor-

<sup>1</sup> Lessing, dritte durchgesehene Auflage, Berlin, Weidmann, 1909, II, S. 3. Zur Heraushebung der Gleichniswörter sind einige Ausdrücke gesperrt.



schlag mit voller Sympathie. Ich sprach auch mit W. Bates darüber. „Ja, gewiß, das ist wahrer Darwinismus,“ war seine Antwort. „Es ist schrecklich, was „man“ aus Darwin gemacht hat. Schreiben Sie die Artikel, und wenn sie gedruckt sind, werde ich Ihnen einen Brief zwecks Veröffentlichung übergeben.“ Leider brauchte ich sieben Jahre, diese Artikel zu schreiben, und als der letzte veröffentlicht wurde, war Bates nicht mehr am Leben.

Nachdem ich in meinen Artikeln die Bedeutung der gegenseitigen Hilfe in den verschiedenen Tierklassen besprochen hatte, war ich naturgemäß gezwungen, die Bedeutung dieses Faktors für die Entwicklung der Menschheit zu erörtern. Dies war um so notwendiger, als eine ganze Zahl von Anhängern der Entwicklungstheorie wohl die Bedeutung der gegenseitigen Hilfe bei den Tieren anerkennen, sie aber, wie Herbert Spencer, für die Menschheit leugnen. Für den primitiven Menschen war — so behaupten sie — der Krieg aller gegen alle das Gesetz des Lebens. . . .

Wir haben in den letzten Jahren so viel von dem „harten, erbarmungslosen Kampf ums Dasein“ gehört, der von jedem Tier gegen alle andern Tiere, von jedem „Wilden“ gegen alle andern „Wilden“ und von jedem zivilisierten Menschen gegen alle seine Mitbürger geführt wird, und diese Behauptungen sind in einem Grade Glaubensartikel geworden, daß es erst einmal notwendig war, ihnen eine lange Reihe von Tatsachen gegenüberzustellen, die Tier- und Menschenleben in einem andern Lichte zeigen.“<sup>1</sup> In diesem scheinbar rein wissenschaftlichen Streitfall ringen zwei Gesellschaftsordnungen miteinander: der Darwinismus in der Ausprägung, die er gewann, ist die Wissenschaft des Kapitalismus und Imperialismus, ist die „objektive“ Einkleidung der Autoritäts-, Helden- und Gewaltethik dieser Zeit. Man erinnere sich an die ethische Rechtfertigung, die Gustav Frenssen in seinem Südwest-Buch der Vernichtung der Hereros zuteil werden läßt.

Dem gegenüber vertritt Kropotkin die Wissenschaft der werdenden Gesellschaft, und seine Lehre hat in dem langsamen Aufstieg der neuen Ordnung bereits einen bemerkenswerten Niederschlag gefunden; das Schulblatt für Braunschweig und Anhalt bringt in

<sup>1</sup> Peter Kropotkin a. a. O. S. 15 ff.

Rawerau, Soziologische Pädagogik.



seiner Nummer vom 1. Oktober 1920 „Ausführungsbestimmungen des Staatsministeriums — Abteilung für Volksbildung — zu Artikel 148, Abs. 1 der Reichsverfassung über die Erziehung im Geiste der Völkerveröhnung vom 14. September 1920“ zum Abdruck. Es heißt da unter Punkt 3 über den Geschichtsunterricht:

„Kriege zwischen den Völkern sind deshalb nicht als die Höhepunkte geschichtlicher Entwicklung, sondern zumeist als die Zerstörer menschlicher Kulturerrungenschaften zu werten. Sie sind nur in kleiner Auswahl und nach Maßgabe ihrer kulturellen Auswirkungen im Unterricht zu behandeln. Dafür ist auf die Kulturgeschichte als der eigentlichen Arbeitsgeschichte der Menschheit das größte Gewicht zu legen, und vornehmlich ihr Werdegang von den Anfängen bis zu der heutigen Höhe den Kindern in großen Zügen darzustellen.“

Punkt 5 lautet:

„In der Naturlehre ist die Einsicht zu vermitteln, daß die hier behandelten Fragen Gemeingut der ganzen Menschheit sind und daß sich alle Kulturvölker an ihrer Lösung beteiligen. In der Naturgeschichte ist als Ergänzung der Lehre vom Kampf ums Dasein nachzuweisen, wie daneben bei einzelnen Tiergattungen schon der Grundsatz der gegenseitigen Hilfe, des Einordnens in eine soziale Gemeinschaft befolgt wird, so daß diese Forderung mit um so größerem Recht für die menschliche Gemeinschaft erhoben werden muß.“

Aus dem Geist der werdenden Gesellschaft heraus ist es auch zu begreifen, wenn Schulte-Baerding jetzt ein Buch erscheinen läßt: „Die Friedenspolitik des Perikles“, mit dem Untertitel: „Ein Vorbild für den Pazifismus“<sup>1</sup>.

Drängt sich nicht elementar die Goethesche Weisheit auf die Lippen:

„Mein Freund, die Zeiten der Vergangenheit  
sind uns ein Buch mit sieben Siegeln.  
Was ihr den Geist der Zeiten heißt,  
das ist im Grund der Herren eigener Geist,  
in dem die Zeiten sich bespiegeln.“

<sup>1</sup> Ernst Reinhardt-München. Vgl. die Besprechung des Verfassers im „Freien Lehrer“ (1920, Nr. 21).



Wir aber erkennen, in welch ungeahntem Maße die Gesellschaft sich vermittelt der Wissenschaft ihre Daseinsberechtigung beweist, wir sehen, wie die spätfamiliale Phase sich im Darwinismus das Recht zum wirtschaftlichen Konkurrenzkampf auf Tod und Leben zuspricht, wir sehen, wie sie sich in der Anbetung der „Heroen“ und „großen Momente“<sup>1</sup> selber anbetet und sich und ihrer Zeit das Beiwort der „Größe“ zubilligt. „Wilhelm der Große“, „Friedrich der Große“, „der Große Kurfürst“ — so erfaßt man sich als Gipfel unter den Gipfeln; „Friedrich der Große“, „Moltke“, „Hindenburg“ — so steigert man sich zu Zeitgenossen des Heroen unter den Heroen.

Gerade die spätfamilialen Phasen sind's, die die Wissenschaft in diesem Sinne entwickelt haben; es ist die Angst vor dem kommenden Neuen, die sich immer und immer wieder die eigene Daseinsberechtigung klar macht. Und um dieser Wissenschaft die höchstmögliche Autorität zu geben, damit sie gerade den beherrschten Volksschichten imponiere, wird sie in einer Sprache gehalten, die nur den Eingeweihten, den Wissenden verständlich.

Mit großer Feierlichkeit verordnet der Arzt dem Kranken „aqua destillata“, vielleicht noch mit Pfefferminz gewürzt, und der Kranke glaubt der hohen Wissenschaft und genießt den Zaubertrank. Wie rasch welkte der Ruhmeskranz unserer Mixturenmischer und Pillendreher, wenn man die Dinge deutsch zu nennen hätte. Unsere Ärzte gleichen den Medizinmännern der Buschvölker, umgeben von tausenderlei Unverständlichem sind sie das verkörperte Geheimnis göttlicher Heilkraft. Genau so wie die bürgerliche Geschichtschreibung die ökonomischen Arbeiten ignoriert oder lächerlich macht, genau so unterdrückt die „bürgerliche“ Medizin die freie Heilkunst. Als seinerzeit gegen den „Lehmpastor“ Felke das Verfahren schwebte, da konnte man aus „Fach“kreisen, wenn sie unter sich zu sein glaubten, hören: „Wo kämen wir hin, wenn wir dem Mann recht geben wollten“ — ja, wo käme die bürgerliche Medizin hin? Wo bliebe ihre Autorität?

Warum redet man in den Kollegs und Lehrbüchern nicht von den großen abseitigen Medizinern, von den Laien und Dilettanten von Gottes Gnaden, die doch so viel getan haben? Muß erst ein Schä-

<sup>1</sup> Vgl. die Abhandlung des Verfassers „Soziologischer Ausbau des Geschichtsunterrichts“ (Verlag „Neues Vaterland“ 1921, S. 13 ff.).



fer Prießnitz kommen, um die einfachen Kaltwasserumschläge den gelahrten Herren zu zeigen? Und muß die Sanktion solcher Naturlehreien erst durch die Anerkennung der Gesellschaft erfolgen? Hat nicht erst Prinz Heinrich, als er seine Kinder Lahmann anvertraute, diese Dinge „salonfähig“ gemacht?

Wieviele Fachleute kennen denn überhaupt Liljequists „Diagnose aus den Augen“, oder die Heilmethode nach Pastor Feltes Grundsätzen? Wer setzt sich ernsthaft mit der Homöopathie, mit dem Vegetarismus, wer mit der Tyrannei des Impfwanges auseinander? Wer kümmert sich um die Probleme, die Carl Ludwig Schleich, die Wilhelm Fließ und sein Freund und Schüler Schlieper anschneiden? Wie steht's mit der Masdasnan-Lehre? Wie mit den theosophischen Theorien, den Arbeiten von E. W. Leadbeater? Wie mit der Christian Science? Klages Arbeit zur Graphologie (Handschrift und Charakter) müßte von jedem Arzt und Psychiater im besonderen gekannt sein. Wir wissen wohl, daß in diesen und andern ähnlichen Werken viele wunderliche Dinge stehen, daß manches als sicher hingestellt wird, was mehr als problematisch ist, aber wir wissen auch, daß bei der Autoritätsmaxime der bürgerlichen Medizin, die sich oft auf die unsichersten Grundlagen stützt, auf Fiebertabellen, die der Phantasie der Schwestern, aber nicht der Einwirkung der Medizinen entsprechen, daß bei dieser Autoritätsmaxime sich neues nur vorwagen konnte, wenn es mit mindestens der gleichen Miene der Unfehlbarkeit auftrat. In einer freien Gesellschaft werden die medizinischen Forscher auch in der Öffentlichkeit viel vorsichtiger und bescheidener auftreten, werden ungehemmt bleiben von zünftiger Bevormundung und werden in schlichtem Deutsch sagen, wie unendlich wenig die Ärzte im letzten Grunde wissen und helfen können.

Und so ist die aufkommende Naturheilmethode ebenso ein Kampf gegen Autoritätsgötzen, gegen die alte Gesellschaft, wie der Kampf der Jatho und Göhre gegen die Kirche. Die Tatsache, daß Schopenhauer seine philosophischen Werke in gutem Deutsch schrieb, trug ihm die Nichtachtung der ganzen zünftigen Philosophen ein — diese Dinge sind nun einmal nicht fürs Volk. Seitdem die latei-

<sup>1</sup> Stockholm 1911, 3. Aufl.



nische Sprache als Sprache der herrschenden Gesellschaft aus der Wissenschaft verdrängt ist, weiß sie sich mit Fachausdrücken und schlechtem Deutsch vor allgemeiner Verständlichkeit zu schützen<sup>1</sup> — es ist ähnlich wie mit Fremdwörtern und Rechtschreibung, die Bourgeoisie hält sich die wissensdurstigen Proletarier vom Leibe. Und sie hat ihren Zweck lange Zeit in hohem Maße erreicht. Welch hingerissene Ehrfurcht liegt auf den Gesichtern der einfachen Leute, wenn sie hören: „wissenschaftliches Ergebnis“. Und dabei beruht die Autorität dieser Wissenschaft zum guten Teil auf ihrer Unverständlichkeit. Wahre Wissenschaft braucht die allgemeinverständlichste Sprache nicht zu scheuen, wie einfach und durchsichtig sind die Arbeiten von Müller-Lyer gehalten, der doch wahrlich über die schwierigsten Fragen handelt. Und die Pseudo-Wissenschaft der spätfamilialen Phase hat noch obendrein die merkwürdige Rede erfunden, als gäbe es einen besonderen wissenschaftlichen Geist, der auf den höheren Schulen und Hochschulen gezüchtet werden müsse. Als ob wissenschaftlicher Geist nicht in jedem Menschen steckt, der sich nicht mit dem Schein, mit der Oberfläche der Erscheinungen begnügt, sondern nach Ursachen, nach Zusammenhängen fragt. Und die spätfamiliale Phase hat ferner die Meinung erfunden, als seien Sprachen ein notwendiges Merkzeichen des gebildeten Menschen. „A. H. Niemeyer prägte das Wort „formale Bildung“. Er fand ihr Wesen darin, daß „der Ideenvorrat so sehr vermehrt, das deutliche und ordentliche Denken so sehr befördert und die natürliche Logik früher in Anwendung gebracht“ würde. Sie wird vermittelt durch die Sprachen, „die Magazine aller Verstandesbegriffe, aller Gedankenformen (d. h. der Kantischen Kategorien) und aller Mittel und Werkzeuge ihrer Zusammensetzung und Auflösung“, durch deren Erlernung „die Vernunft sich ihrer notwendigen Gesetze bewußt werden“ könne. Und besonders fand er diesen „formalen Nutzen“ in den älteren Sprachen, d. h. im Griechischen und im Latein. Die nachkantischen deutschen Philo-

<sup>1</sup> Der Verfasser ist sich des eigenen mangelhaften Deutsch und der vielen Fremdwörter völlig bewußt, er steht aber einerseits unter der Tradition der alten Erziehung, die man nie ganz los wird, und er steht andererseits unter dem soziologischen Zwange der alten Gesellschaft, verständlich bleiben zu müssen, er hat mit dem Verständnis der alten Gesellschaft für eigensprachige Bücher schlechte Erfahrungen gemacht.



sophen Fichte, Hegel, Schelling, Schopenhauer stimmten ihm zu. Herder ging von der realistischen Pädagogik zur humanistischen über. Fichte und Schopenhauer ergänzten außerdem Niemeyers Beweisführung, indem sie auf die Verschiedenheit der antiken von den modernen Begriffen hinwiesen, durch die es notwendig werde, um in die alten Sprachen oder aus ihnen zu übersetzen, auf den anschaulichen Inhalt der Begriffe zurückzugehen; Hegel wies hin auf die durch die alten Sprachen zu gewinnende grammatische Schulung, durch die „der Verstand selbst gelernt“ werde. Und der Fichteaneer F. J. Niethammer schrieb das Kampfbuch der neuen Richtung: *Der Streit des Philanthropinismus und des Humanismus* (1808)<sup>1</sup>.

In diesem Sinne wünscht Adolf Harnack die Erhaltung des alten Gymnasiums<sup>2</sup> „weil als Grammatik und Schule des Denkens keine moderne Sprache diesem Zweipaar (Lateinisch und Griechisch) gleichkommt“, weil „wer tiefer in die Geschichte unserer Bildung vordringen will“, „alte Geschichte (d. h. Lateinisch und Griechisch) studieren muß“, weil wir durch die „Gestalten der Antike“ „berührt werden von persönlichem Leben, von freier Individualität, von einer genialen Naivität.“<sup>3</sup> Deutlicher kann das soziologische Zusammengehörigkeitsgefühl der beiden spätfamilialen Phasen gar nicht zum Ausdruck kommen. Und nun vergegenwärtige man sich, mit welcher Energie die herrschende Klasse stets auf fremdsprachliche Bildung gehalten hat als auf das Mittel, was ihr die Abgeschlossenheit am besten garantierte. Ist's nicht wie bei dem Sieg der Israeliten unter Jephthah über die Ephraimiten, als die Sileaditer die Furten des Jordans besetzten und die kommenden Flüchtlinge sprechen ließen: „Schiboleth“ — sprachen sie „Siboleth“, alsdann griffen sie sie und und schlugen sie an den Furten des Jordan, an 42000 Ephraimiten (Richter 12, 6) — ist nicht die Fremdsprachigkeit das „Schiboleth“ der Bourgeoisie? Man denke an die Herrschaft des Französischen und der klassischen Sprachen, an die Herrschaft des Englischen seit etwa 1890 in Deutschland — galt der für

<sup>1</sup> Paul Barth, *Die Geschichte der Erziehung*, 1920, S. 634.

<sup>2</sup> „Die Notwendigkeit der Erhaltung des alten Gymnasiums in der modernen Zeit“, 2. Abdruck, Berlin 1910.

<sup>3</sup> Zitiert nach Barth a. a. O. S. 733, Anmerkung.



voll, der beim Tennispiel deutsch zählte? Man denke entsprechend an die Herrschaft des Griechischen in Rom seit den punischen Kriegen. Man erinnere sich, daß das Griechische bis tief ins 19. Jahrhundert hinein die Sprache der Kapitalisten auf der Balkanhalbinsel und im Orient war, daß die nationalen Sprachen des Balkan sich mühsam dagegen durchkämpften, und daß dann wieder die herrschende Klasse ein Lateinisch-Rumänisch im Unterschied zum Volksrumänisch sprach, daß dann in Griechenland das Alt-Griechische mit dem Neugriechischen kämpfte, daß ähnlich in Norwegen das Dänische mit dem Volksdialekt rang —, überall hat die herrschende Klasse so oder so ihr sprachliches „Schiboleth“, um die weniger zungenfertigen Brüder auszuschließen und zu erwürgen. In diesem „Schiboleth“ liegt die Wurzel der ganzen fremdsprachlichen Hypnose der alten Gesellschaft. Die werdende Gesellschaft weiß, daß fremde Sprachen zwar sehr nützlich sind, daß sie aber keineswegs das Charakteristikum eines gebildeten oder wissenschaftlich denkenden Menschen sind, und darum kann sie weder aus Rücksicht auf die antike Parallelität in der soziologischen Struktur, die sie ja gerade zu überwinden im Begriff ist, noch aus sonstigen formalen Gründen die Überschätzung der Fremdsprachen mitmachen.

Wie steht's denn überhaupt mit der allseitigen Formalbildung? Barth unterscheidet drei Seiten dieser Bildung: eine reflektierende (Spezifikum: klassische Sprachen), eine objektivierende (Spezifikum: Naturwissenschaften und Zeichnen) und eine systematisierende (Spezifikum: Mathematik) und erstrebt eine Reform der höheren Schulen<sup>1</sup>. Er beruft sich auf Schleiermacher: „Fehlt die Allgemeinheit in der Bildung, so fällt alles auseinander.“ Und er selber argumentiert: „Ist eine solche identisch mit einer allgemeinen Formalbildung? Keineswegs, aber diese ist die unerläßliche Vorbedingung jener (der philosophisch vertieften Bildung). Wer nicht in den drei wesentlichen Arten geistiger Tätigkeit geübt ist, der wird nur eine einseitige Weltanschauung haben.“ Barth weist darauf hin, daß der einseitig gebildete Techniker kein Verständnis für Weltanschauung und Wirtschaft habe, der einseitige Geisteswissenschaftler blind sei für Fragen der Technik und der

<sup>1</sup> P. Barth a. a. O. S. 730 ff.



Wirtschaft, und daß beide der Konsequenz des mathematischen Denkens bedürften. Uns scheint das durchaus unkritisch gedacht. Es entsteht da wieder etwas wie „allgemeine Bildung“ — alle „höheren“ Schulen treiben etwas Latein, etwas Philosophie — und das soll die Einheit des Volksgeistes garantieren? Uns scheint das so auf den Kopf gestellt in der Logik des Zusammenhanges, wie Barths anfänglich erwähnte Polemik gegen die Entwicklung der Reformation aus ökonomischen Prinzipien. Nur die Lebensgemeinschaft in praktischer Verkarbeit kann diese Einheit erzeugen; nur dadurch wird das Gemeinbewußtsein geboren, was wir brauchen. Diese Barthsche Kur der höheren Schulen sondert genau so wie bisher die herrschende Klasse von der beherrschten, baut genau so wie bisher im spätfamilialen Geiste, schafft genau so wie bisher ein „Schiboleth“ der Bourgeoisie. Und sie wird nicht anders als bisher den Techniker und den Beamten zu einem Rädchen der kapitalistischen Maschine machen, und ihr gemeinsames Wissen um Latein und Philosophie wird sie nicht anders als bisher zu dem gemeinsamen Klassenbewußtsein der Bürgerlichkeit gegenüber dem Proletariat führen, das ihnen durch die wirtschaftliche Konsequenz einfach eingehämmert worden ist.

Uns ist der ganze „Ideologismus von allgemeiner Bildung“ und „wissenschaftlichem Geiste“ nichts anderes als das Bedürfnis der guten Gesellschaft, aus „objektiven“ Gründen unter sich zu sein.

Es bedürfte allein einer umfangreichen Untersuchung, um diesen Gedanken bis in alle Konsequenz zu verfolgen, um Herz und Abern unter dieser Hülle von Verkleidung bloßzulegen: diese Stränge im Leibe der alten Gesellschaft, gespeist vom Blut des Privatrechts mit den kirchlich-staatlichen Nerven, in diesem Leibe der alten Gesellschaft, der nach außen heute das Kostüm der medizinischen, morgen das der geschichtswissenschaftlichen, dann der naturwissenschaftlichen und jetzt der theologischen Wissenschaft trägt und als Normalkostüm des Alltags den Rittel der allgemeinen Bildung führt — aber immer steckt dahinter der faulende Körper der alten Gesellschaft.

Für so manche wissenschaftliche Disziplin ist der Zusammenhang bereits aufgezeigt; es ließe sich diese Arbeit noch sehr ausgestalten, hier sei nur noch auf die Entwicklung der Psychologie verwiesen,



die im Sinne der alten Ordnung zur sorgfältigsten Individualpsychologie sich entwickelte, die die Begabungshöhe des isolierten Kindes feststellen wollte, die zum Segen der kapitalistischen Gesellschaft unter dem Schlagwort: „Freie Bahn dem Tüchtigen“ die intellektuell geeigneten jungen Menschen dem Proletariat entfremden und zur intensiveren Beackerung des kapitalistischen Feldes verwenden wollte.

So würden sich überall, wo die Sonde angelegt wird, überraschende Ergebnisse finden, wir fänden überall bestätigt, daß der Bewußtseinsinhalt einer Gesellschaft, wie er sich in Kirche und Staat, Sittlichkeit, Kunst und Wissenschaft „objektiviert“, Ergebnis bestimmter wirtschaftlich-technischer Tatsachen ist. Diese Bewußtseinsinhalte sind bisher fast durchweg ohne Erkenntnis dieses Zusammenhanges langsam, fast mechanisch entstanden. Als sich die Menschheit in Karl Marx dieser Tatsache bewußt wurde, diesen Zusammenhang sah, da war das Gesetz bereits in Umformung zu einem höheren begriffen: die Tatsache solcher Einsicht zeigt das an. Wir sind in dem Übergangsstadium (wer weiß, wie lange es dauern wird?), wo klare Einsicht in die Gesetze der Entwicklung uns lehren wird, eben diese Entwicklung zu beeinflussen, zu beschleunigen; wo wir anfangen, das zu wollen, was wir sollen. Das quantitativ-mechanische Gesetz der ökonomischen Bedingtheit wandelt sich mit dem Übergang in die personale Epoche zu einem qualitativ-organischen Prinzip der freien Gesetzmäßigkeit, des gewollten Sollens.

„Was wir an der materialistischen Geschichtsauffassung unumwunden anerkennen,“ — sagt Paul Natorp<sup>1</sup>, „ist dies: In den weiter und weiter gehenden Möglichkeiten technischer Beherrschung der toten Naturkraft ergeben sich zugleich nicht bloß neue Möglichkeiten, sondern die entscheidendsten Antriebe zu sozialen Gestaltungen, die auf mehr vereinte Arbeit zielen. Beides wirkt in voller Übereinstimmung mit immer unentrinnbarerem Zwang in der Richtung fortschreitender sozialer Konzentration zunächst der wirtschaftlichen Tätigkeit. Dadurch aber erhöht sich nicht nur der technische Erfolg jeder gemeinschaftlich und im Sinne erhöhter

<sup>1</sup> Paul Natorp, Sozialpädagogik (4. Aufl., Stuttgart 1920), S. 184.



Gemeinschaftlichkeit geregelten Arbeit und befestigt sich damit um so mehr die Tendenz zur Gemeinschaft, sondern es muß sich zugleich das Bewußtsein der Beteiligten über den blinden Drang der täglichen Notdurft und augenblicklichen Behauptung im Kriege aller gegen alle um die soziale Existenz mehr und mehr erheben; es muß immer klarer werden, daß von der Herrschaft des Bewußtseins für den Menschen schließlich nicht weniger als alles abhängt, und es muß so das Verlangen entstehen und allgemein werden nach durchgängig vernunftgemäßer Regelung der sozialen Tätigkeit auf Grund sicherer wissenschaftlicher Erkenntnis der technischen (naturtechnischen wie sozialtechnischen) Bedingungen eines menschlichen Daseins auf Erden; dazu aber werden die drei Grundformen sozialer Tätigkeit, die wirtschaftliche, regierende und bildende, in der Art zusammenwirken müssen, daß der lehtbestimmende Faktor der des Bewußtseins, mithin die bildende Tätigkeit ist.“<sup>1</sup>

In diesem Sinne muß auch künftig die gesamte Wissenschaft bis in ihre Spitzenentwicklung hinein im Dienst der bewußt gestalteten, der intensiv erforschten Gesetze der Gemeinschaftsarbeit stehen; sie hört auf, Instrument und Luxusobjekt einer sich selbst rechtfertigenden Oberschicht des Volkes zu sein, sie hört auf, der alten Gesellschaft das Recht der Selbstanbetung zuzusprechen. Sie wird als Denkprinzip Allgemeingut des gesamten Volkes, sie wird als Sonderforschungsgebiet Lebensaufgabe der von der Volksgemeinschaft Beauftragten. Die Gabe der kosmischen Intuition, die wir bei ganz großen Wissenschaftlern finden, wird nicht mehr mit den Wünschen einer herrschenden Klasse in Widerspruch geraten, ihr Träger nicht mehr unter der Verfolgung der alten Gesellschaft zugrunde gehen müssen. In freier Wirkung wird die kommende Gesellschaft, die keine Vergewaltigung kennt, jedem schaffenden und forschenden Geiste Betätigungsfeld schaffen, denn jede Gestaltung, jede Erkenntnis kosmischer Zusammenhänge wird für die Allgemeinheit Steigerung ihrer Lebenskraft, ihrer Produktionskraft, ihrer Menschlichkeit bedeuten.

<sup>1</sup> Wir verweisen überhaupt auf die ungemein fesselnden Betrachtungen dieses Abschnittes „Grundgesetz der sozialen Entwicklung“.